Die Venus von Ronssillon.

Nach dem Französischen des Prosper Merimee, von O. Hainau.

Die Sonne war schon hinab, als ich den untersten Hang des Berges vor mir sah. Doch konnte ich noch im Thalgrund die Häuser des Städtchens wahrnehmen, das für die nächste Zeit mein Aufenthalt sein sollte.

„Ihr wißt bestimmt," sagte ich zu meinem spanischen Führer, „wo Herr v. Peyrehorade sein Haus hat?" Natürlich," rief er lebhaft aus, „ich kenn' es wie mein eigenes; es ist das schönste in der ganzen Stadt. Ja, der ist schwer reich, und sein Sohn wird durch eine Heirath noch reicher werden... Der junge Herr bekommt das Fräulein von Pungarrig. Da wird's eine glänzende Hochzeit geben!"

Ein Freund in Paris hatte mich an diesen Herrn von Peyrehorade empfohlen. Er hatte ihn als Alterthumsliebhaber und grenzenlos einfältigen Menschen geschildert. Unter seiner Führung wollte ich die Umgebung des Städtchens nach Alterthümern durchforschen. Nun drohte die Hochzeit alle meine Pläne zu durchkreuzen.

Drunten in der Ebene sagte mein Spanier plötzlich: „Wetten wir eine Cigarre, Herr, daß Ihr nach der Stadt gekommen seid, um das Götzenbild zu sehen!"

„Was für ein Götzenbild?" Dieser Ausdruck hatte mich neugierig gemacht.

„Ja, haben Sie's denn noch nicht gehört, daß der alte Herr ein Götzenbild aus der Erde gegraben hat?"

„Wohl ein Bild aus Ton?"

„Bewahre — aus Erz — aus bestem Kupfer. Da könnte man viel Kleingeld daraus machen. 's ist so schwer wie eine Kirchenglocke. Unter einem Oelbaum haben wir's herausgeholt."

„Also Ihr war't dabei? Wie sah das Ding denn aus?"

„Es ist eine große, schwarze Frau, ein Götzenbild aus der Heidenzeit... Sie glotzt Euch ins Gesicht mit ihren großen weißen Augen. Wahrhaftig, man muß den Blick wegwenden, wenn sie einen anschaut."

„Vielleicht ist es ein römisches Standbild. Ist es wohl erhalten?"

„Das will ich glauben! Aber das Gesicht des Götzenbildes gefällt mir nicht. Es hat etwas boshaftes — und sie ist auch boshaft."

„Hat sie Euch etwas gethan?"

„Nicht mir. Aber als wir vier sie aufrichteten — der Herr von Peyrehorade zog auch am Stricke, obwohl er nicht mehr Kräfte hat als ein Huhn — da stürzte sie plötzlich wieder auf den Rücken. Ich schrie: ‚Achtung!' Aber schon war sie dem Jean Coll aufs Bein gefallen. 's ist richtig entzwei — der Mann wird nie mehr beim Ballspiel mitlaufen können. Er war nächst dem jungen Herrn der beste Ballspieler. Ich hätte das Unding mit der Hacke zerhauen mögen!" —

Herr von Peyrehorade empfing mich mit munterer Liebenswürdigkeit. Er war ein kleiner, frischer Greis; eiligst nöthigte er mich an die wohlbesetzte Abendtafel, indem er mich seiner Frau vorstellte. Ich langte mit trefflichem Appetit zu, doch war es mir unmöglich, den Anforderungen nachzukommen, die von der unermüdlich gastlichen Hausfrau, einer rundlichen Katalonierin, an meinen Magen gestellt wurden.

Herr Alphonse, der Sohn des Hauses, zeigte sich weniger rührig. Er war groß und gut gewachsen, seine Gesichtszüge waren ohne Tadel, aber es fehlte ihnen an jeglichem Ausdruck. Er war nach der Mode gekleidet, fühlte sich aber offenbar nicht sehr wohl in den feinen Sachen. Er hatte grobe Hände mit kurzen Nägeln. Ein Bauer, trotz seines adeligen Namens — ein Bauer in Sonntagskleidern.

Der alte Herr schwatzte viel von den phönizischen und römischen Denkmälern der Umgebung, von der bevorstehenden Heirath seines Sohnes, die ohne Festlichkeit stattfinden sollte. Endlich machte er Andeutungen, die sich nur auf die neuentdeckte Statue beziehen konnten. Daher gestand ich ihm, daß ich schon durch meinen Führer davon gehört hätte.

„Morgen werden Sie das Wunder sehen. Sie können mir bei der Entzifferung der Inschriften behilflich sein. Zum Beispiel möchte ich gar zu gern wissen, wie Sie das Wort „Cave" auf dem Sockel deuten — aber nun kein Wort mehr davon."

„Das wird auch das Beste sein", warf die Hausfrau ins Gespräch. „Unser Gast hat in Paris schönere Statuen gesehen. Ich möchte sie am liebsten in eine Glocke umschmelzen lassen — das Teufelsding, das einem Menschen das Bein gebrochen hat."

„Er ist von der Venus verwundet worden," lachte der alte Herr geräuschvoll, „da hat er sich nicht zu beklagen, was?"

Endlich führte mich mein Wirth in das von mir bestimmte Schlafzimmer. Es lag am Ende eines Ganges im oberen Stockwerk. Am anderen Ende würde, so erzählte mir Herr von Peyrehorade, das junge Ehepaar wohnen. Er überzeugte sich persönlich davon, daß die Zuckerdose neben meinem Bett gefüllt war und daß Kölnisches Wasser auf dem Waschtisch stand. Dann wünschte er mir gute Nacht.

Ich öffnete eines der Fenster. Mir gegenüber ragte der Berg, über den ich gekommen war. Ich zögerte einige Minuten in der Betrachtung seiner wunderbaren Umrisse. Dann wollte ich das Fenster schließen — da erblickte ich, in einer Entfernung von etwa hundertundzwanzig Schritten, das Standbild der Göttin. Sie erhob sich über einer grünen Hecke, die einen kleinen Garten von einem ebenen, kahlen Platze trennte — es war, wie ich später hörte, der Ballspielplatz der Stadt.

In diesem Abstande vermochte ich die Haltung des Bildwerks kaum wahrzunehmen, aber ich schätzte seine Höhe auf mindestens sechs Fuß. Groß und unheimlich stand es dort im wehenden Lichte der Mondnacht.

Ich erwachte bei hellichtem Tag. Neben meinem Lager stand Herr von Peyrehorade im Schlafrock, und hinter ihm erschien ein Diener mit der Schokolade, die Frau v. P. heraufgeschickt hatte.

Er trieb mich lachend aus dem Bette, zwang mich, die köstliche Schokolade — echte Konterbande aus Spanien, wie er sagte — brühheiß hinunterzugießen, und schleppte mich nach nothdürftig beendeter Toilette in den Garten und vor die wundervolle Statue hin.

Das war wirklich Frau Venus — sie war von einer berauschenden Schönheit. Die rechte Hand war leicht in Brusthöhe emporgehoben, die linke hielt anmuthig das Gewand zusammen. Ich habe nie etwas Vollkommeneres gesehen. Ich sah ein Meisterwerk aus der besten Zeit der bildenden Kunst vor mir; am meisten verblüffte mich die Naturwahrheit der Haltung. Die Haare, einst gewiß vergoldet, waren wellig von der Stirn zurückgekämmt. Der kleine Kopf neigte sich etwas nach vorne. Das Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck, den ich nicht beschreiben kann. Es erinnerte mich an keine der mir bekannten griechischen Statuen. Es fehlte hier die strenge Harmonie der klassischen Plastik, dieses Zusammenklingen aller Gefühle zu einer stummen Musik; vielmehr schien der Künstler mit Absicht etwas Spöttisches und beinahe Grausames in das schöne Antlitz gelegt zu haben. Man konnte Verachtung, Ironie, Erbarmungslosigkeit aus diesem Gesicht lesen, und dennoch war es über alle Maßen herrlich! Beim Betrachten der Statue empfand man es immer schmerzlicher, daß so viel zaubervolle Schönheit mit einem so großen Mangel an menschlichem Gefühl vereint sein mußte.

„Wenn das Modell dieses Bildes je gelebt hat," sagte ich zu Herrn von Peyrehorade, „dann dauern mich die Verehrer dieser Dame. Es muß ihr eine Lust gewesen sein, die Unglücksseligen in Verzweiflung und Tod zu treiben. Etwas Wildes und Grausames spricht aus diesem Antlitz — und doch habe ich noch niemals so Herrliches geschaut."

„'s ist Venus, ganz und gar der Beute hingegeben", zitirte der alte Herr, dem meine Begeisterung schmeichelte.

Der Ausdruck teuflischen Spottes wurde wohl noch besonders unterstützt durch den Gegensatz zwischen dem Glanze der silbernen Augen und der schwarzgrünen Patina, die im Verlauf der Jahrhunderte das ganze Bildwerk bedeckt hatte. Diese hellschimmernden Augen erzeugten Täuschung, lebendig scheinende Wirklichkeit. Mir fiel die Aeußerung meines Führers ein, sie zwinge einen, die Augen vor ihr zu senken. Ich war erzürnt über mich selbst, denn ich fühlte mich vor dieser Figur aus Bronze nicht ganz behaglich.

Jetzt wies mich mein Wirth auf die Inschrift des Sockels hin. Ich las darauf die Worte „Cave amantem".

„Das kann verschiedentlich gedeutet werden", sagte ich, „aber in Anbetracht der satanischen Miene der Göttin möchte ich annehmen, daß der Künstler den Betrachter warnen wollte: „Hüte Dich, wenn sie liebt."

Ich will hier nicht die langweiligen Auseinandersetzungen festhalten, mit denen der ehrwürdige alte Herr meine Uebersetzung zu bekämpfen sich abmühte. Nach dem Frühstück führte mich sein Sohn in die Ställe, zeigte mir den Wagen, den er in Toulouse für seine Zukünftige erstanden hatte, und machte mich mit den Vorzügen seiner Pferde bekannt. Endlich kam er auch auf seine Braut zu sprechen.

„Sie sollen sie heute sehen", sagte er. „Sie sind ein anspruchsvoller Großstädter; hier finden sie alle Leute entzückend. Die Tante hat ihr das ganze Vermögen vermacht. Oh, ich kann von Glück sagen."

Mich berührte es unangenehm, den jungen Mann in dieser Art von seiner Auserwählten reden zu hören. Nunmehr zog er einen breiten, diamantengeschmückten Ring von seinem kleinen Finger. Auf der inneren Seite las ich in gotischen Buchstaben die Worte: „Immer mit Dir."

„In Paris", bemerkte ich kühl, „pflegt man den Verlobungsreif möglichst einfach zu halten."

„Oh, Madame Alphonse wird schon zufrieden sein. Zwölfhundert Frank am Finger — das ist kein unangenehmes Bewußtsein." — —

Wir waren bei den Verwandten der Braut zum Essen eingeladen. Fräulein von Puygarrig war 18 Jahre alt; sie war zart und biegsam von Gestalt, recht im Gegensatz zu ihrem stattlichen Verlobten. Ich freute mich über die schöne Natürlichkeit jeder ihrer Antworten; sie konnte bei aller Liebenswürdigkeit einen leisen Zug überlegenen Spottes nicht ganz unterdrücken, und das erinnerte mich wieder an die Venus meines Wirthes. Wie schade, dachte ich mir, daß eine so bezaubernde junge Dame ihres Vermögens halber von einem jungen Menschen geheirathet werden soll, der sie ganz und gar nicht verdient.

Am nächsten Morgen saß ich schon zeitig mit meinem Zeichenbuche der Venus gegenüber. Immer wieder begann ich ihren Kopf zu zeichnen, ohne daß es mir gelungen wäre, den unbeschreiblichen Ausdruck des Gesichtes wiederzugeben. Mein Wirth kam und ging, gab seine Meinung ab, peinigte mich mit seinen phönizischen Deutungen, dann wieder legte er rothe Rosen vor der Statue nieder und erflehte mit halb komischem Pathos ihre Huld für das junge Paar. Nach einer Stunde ging er ins Haus, um sich festlich anzukleiden.

In diesem Augenblick ward auf dem Ballspielplatz eine Partie eröffnet, die allsogleich die volle Aufmerksamkeit des Bräutigams auf sich zog. Auch ich schaute dem Spiele zu, denn diese Venus konnte ich doch nicht mit dem Stifte festhalten. Ein paar spanische Eseltreiber, die aus Aragonien stammten, betheiligten sich mit großer Gewandtheit am Spiele. Sie schlugen bald die Einheimischen vollständig, obwohl letztere durch die Rathschläge des Herrn Alphonse geleitet worden waren. Dieser sah auf die Uhr. Es war erst halb zehn. Seine Mutter würde noch nicht frisirt sein. Ohne noch weiter zu zögern, warf er seinen Rock ab und forderte die Spanier zum Wettkampf heraus.

„Die Ehre unseres Landes steht auf dem Spiel!" rief er mir zu.

Ich erkannte nun, daß er wirklich ein schöner Mensch war. Die Leidenschaft durchglühte seine Erscheinung. Vor einigen Minuten hätte er den Kopf nicht drehen mögen, damit seine Halsbinde nicht verschoben werde. Jetzt dachte er weder an sein gebranntes Haar noch an seine blanke Hemdbrust. Und seine Zukünftige? Er hätte wohl die Hochzeit auf einen anderen Tag verlegt, wäre es nöthig gewesen. Er zog Sandalen an, streifte die Stulpen zurück, stellte sich siegessicher an die Spitze der Geschlagenen.

Den ersten Ball verfehlte er; der kam allerdings mit verblüffender Kraft dahergesaust. Ein Aragonier hatte ihn geworfen; er schien der Führer der Spanischen zu sein. Ein Vierziger, sehnig, fast dürr, sechs Schuh hoch und von so bronzebrauner Hautfarbe, daß die Venus neben ihm kaum dunkler erschien.

Alphonse riß nicht ohne Anstrengung seinen Diamantring vom Finger. „Dieser verwünschte Reif ist daran schuld, daß ich den Ball verfehlt habe!" Ich wollte den Ring für ihn verwahren, er aber sprang zur Venus hin, streifte ihr den Verlobungsring über den vierten Finger der Rechten und stellte sich wieder an die Spitze seiner Mitbürger.

Er war blaß, doch kalt und ganz und gar Herr seiner Bewegungen. Er beging keinen einzigen Fehler mehr; die Spanier erlebten eine vollkommene Niederlage. Die Freude der Zuschauer nannten ihn den Retter des Landes. Der Unmuth der Besiegten verstärkte noch den Glanz seines Triumphes.

Leider begnügte er sich nicht mit diesem Erfolge, sondern warf übermüthig hin: „Wir können noch weiter spielen; ich will Euch einige Punkte vorgeben."

Der spanische Riese fühlte diese Beleidigung in tiefster Seele. Ich sah ihn unter seiner dunklen Haut erblassen. Er biß die Zähne aufeinander und murmelte vor sich hin: „Das wirst Du mir bezahlen!"

Herr von Peyrehorade rief den Sohn von der Stätte seines Sieges weg.

Eben war der Brautzug unterwegs nach dem Standesamt, da schlug sich Herr Alphonse vor die Stirn und flüsterte mir zu: „'s ist zu dumm! Ich habe den Ring vergessen. Er steckt am Finger der Venus — daß sie der Teufel hole! Ein Glück, daß dies Götzenbild etwaigen Spitzbuben Furcht einflößt. Da wird ihn keiner stehlen. Bah, hier hab' ich einen anderen Ring."

So vollzog sich denn alles unter dem üblichen Gepränge.

Beim Nachtessen, das im Hause des Vaters eingenommen wurde, ging es noch viel unwüchsiger her. Nur der Bräutigam war bleich und voll ernster Kälte. Er trank beständig einen alten gefährlichen Wein von Roussillon, der so stark wie Branntwein ist.

Herr von Peyrehorade, der ältere, sang ein paar katalonische Strophen, die in die Pointe ausklangen: „Läßt mich der Wein denn zwiefach sehen? Ihr Freund, Venus ist doppelt hier!"

Am Tische waren nur drei Gesichter ernst geblieben: ich und das Brautpaar.

Nachher zog mich Alphonse in eine Fensternische und sprach, ohne mir in die Augen zu sehen: „Sie werden mich auslachen — aber hol mich der Teufel, ich bin verhext!"

„Sie haben zuviel getrunken."

„Das ist nicht. — Sie wissen doch, wo mein Ring ist?"

„Gestohlen?"

„Nein! Die Venus — Sie hat den Finger gekrümmt!"

Er mußte sich am Fensterriegel anklammern, um nicht hinzufallen.

„Sie ist meine Frau, das ist sicher ... ich hab ihr meinen Ring gegeben ... und sie gibt ihn mir nicht zurück!"

Mich überlief es mit einem Male wie ein eisiger Schauer. Alphonse seufzte tief; da schlug mir der starke Weindunst in die Nase, und die Beunruhigung war fort. „Der Narr," dachte ich, „er hat zu viel getrunken."

„Würden Sie nicht die Statue untersuchen, lieber Herr? Sie sind ja Kenner. Vielleicht hat eine Feder geschnappt. Bitte, gehen Sie lieber allein!"

Ich wollte vors Haus treten. Das Wetter hatte sich verändert; es fing heftig zu regnen an. Ich war im Begriff, um einen Schirm zu bitten. Aber ich sagte mir dann: Wegen dieses betrunkenen Landjünglings wirst Du Dir doch nicht noch einen Schnupfen holen. Die dunkle Statue der Göttin stand dort triefend vom Gusse.

Ich ging geradeswegs auf mein Zimmer und legte mich ins Bett. Die Erlebnisse des Tages wandelten an meinem Geiste vorbei; ich dachte an die schöne, reine Braut, den tölpelhaften Bräutigam. Ich hörte das Wegfahren von Wagen, Schritte, das Schließen von Thüren. Aergerlich drehte ich mich auf meinem Lager herum. Eine Weile war es ganz still; dann wurde die Ruhe des Hauses gestört durch schwere und knarrende Tritte, die auf den Holzstufen der Treppe erklangen.

„Welch ein Lümmel!" dachte ich. „Gleich wird er die Treppe hinabstürzen."

Ich schlief übel und wurde immer wieder wach. Endlich hörte ich den Hahn krähen. Es mochte fünf Uhr sein. Da vernahm ich genau die gleichen Tritte, das Knarren des Holzes wie vor dem Einschlafen. Das schien mir doch seltsam. Ich war eben im Begriffe, noch ein wenig einzuschlummern, da störte mich ein merkwürdiges Hinundherlaufen, ein Geklingel, ein Laufreißen von Thüren; zuletzt vernahm ich dumpfe, verworrene Rufe. „Der Kerl wird in seinem Rausch einen Brand verursacht haben", rief ich und sprang aus dem Bette.

Vom entferntesten Ende des Ganges ertönten Schreie und Klagen: „Mein Sohn! Mein Sohn!" Herrn Alphonse mußte ein Unglück widerfahren sein.

Ich will nicht mehr auf die furchtbaren Szenen eingehen, deren Augenzeuge ich jetzt geworden war. Um kurz zu sagen: Der junge Ehemann war todt. Er lag steif und kalt auf seinem Lager. Sein bläuliches Gesicht trug den Ausdruck der entsetzlichsten Todesangst. Ich sah auf seiner Brust eine bleifarbene Spur, wie von einem metallenen Ringe. Auf dem Teppich lag der Diamantring, den er der Venus angesteckt hatte.

Es schien mir außer Schweifel, daß Alphonse ermordet worden war. Die Quetschung auf der Brust machte mich allerdings sehr bedenklich. Indessen erinnerte ich mich, daß er als „Bravi" Valencias ihre Opfer mit langen Sandsäcken zu erschlagen pflegen. Jetzt fiel mir auch der spanische Eseltreiber ein; aber sollte er wirklich einen Scherz auf so fürchterliche Weise erwidert haben?

Ich fahndete überall nach den Spuren des Mörders. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht und die meisten Fußtapfen verwischt. Doch von der Hecke bis zur Hausthür und umgekehrt liefen tief eingedrückte Schrittlöcher. Hier war die Hecke weniger dicht, die Mörder konnten sie leicht überklettert haben. Einen Augenblick machte ich vor der Statue halt. Mit einigem Grauen vertiefte ich mich in den dämonischen Ausdruck ihrer klassischen Züge. Ich glaubte eine Gottheit der Unterwelt in ihr zu sehen, die über den Jammer des Hauses frohlockte.

Der Staatsanwalt ließ auf meine Aussage hin jenen Spanier verhaften. Ich befragte ihn über Alphonsens junge Wittwe. „Die Aermste ist wahnsinnig geworden", sagte er mit trübem Lächeln, „vollständig verrückt. Sie will gesehen haben, wie eine grünlichschwarze Riesin ihren Gatten zermalmend an sich drückte. Es soll natürlich die Venus sein, von der ja die ganze Bevölkerung spricht. Beim Krähen des Hahnes ließ die Riesin den Leichnam fallen und schritt zur Thüre hinaus."

Der Spanier vertheidigte sich mit großer Kälte und Geistesgegenwart. Er habe bei den Worten: „Du wirst es mir bezahlen" nur an eine Revanche im Spiele gedacht. „Hätte ich mich beleidigt gefühlt," fügte er hinzu, „so hätte ich nicht bis zum nächsten Tage gewartet, um Herrn Alphonse niederzustoßen."

Seine Schuhe waren viel größer als die verdächtigen Spuren im Garten. Der Gastwirth, bei dem der Spanier genächtigt, versicherte außerdem, daß dieser die ganze Nacht mit der Pflege seines kranken Esels hingebracht habe.

Seit meiner Abreise habe ich nichts gehört, was irgendwie zur Aufklärung der unheimlichen Sache hätte beitragen können.

Herr von Peyrehorade überlebte seinen Sohn nur kurze Zeit. In den Manuskripten, die er mir vermacht hat, finden sich keine Aufzeichnungen über die Inschrift an der Venus von Rouffillon.

Carmen.

Skizze von M. Rückert.
(Enkelin Friedrich Rückerts.)

Der letzte Hervorruf und das letzte Beifallklatschen waren verhallt; das Geräusch scharrender Schritte, das Stimmengewirr — das ganze Getöse des Aufbruches, mit dem ein großes Theater sich entleert, rauschte gedämpft herüber und verebbte mehr und mehr; mit dumpfem Aufprall sank der eiserne Vorhang herab.

Die Sängerin, die soeben als Carmen Triumphe gefeiert hatte, stand in ihrer Garderobe zwischen ein paar Lorbeerkränzen und einigen Blumensträußen, wie diese Glanzrolle sie ihr zu bringen pflegte.

Die Jungfer löste vorsichtig den golddurchwirkten Shawl aus dem wundervollen, rothen, eigenen Haar der Künstlerin, das diese — der Tradition, die eine schwarzhaarige Carmen verlangt, entgegen — in all seiner purpurnen Pracht wehen gelassen hatte. Die Garderobefrau öffnete inzwischen mit eiligen und geschickten Händen die einzelnen Theile des reichen Kostüms und plauderte dabei schmeichlerisch von dem Erfolge dieses Abends.

Die Sängerin antwortete nicht; starr war ihr Blick auf das schwere, kreppüberzogene Trauerkleid gerichtet, das dort am Riegel hing. Seit vierzehn Tagen trug sie dieses Trauerkleid, diese Wittwentracht. Vor vierzehn Tagen hatte sie den Gatten begraben und heute hatte sie die Carmen gesungen und gespielt und getanzt — ausgerechnet die Carmen!

Sie stöhnte qualvoll auf, so daß die Garderobefrau in ihrem Geplauder abbrach; dem starren Blicke der Künstlerin folgend, begann sie mit gerührten Klagen um den seligen, gnädigen Herrn, der so früh und so ganz unvorbereitet fast fortgemußt habe und wie traurig es sei, daß er den heutigen Abend mit seinen neuen Erfolgen für die gnädige Frau nicht erlebt habe —! Und der neue Herr Dirigent hätte auch lange nicht so schön wie der selige gnädige Herr — — „Jesus, Maria und Josef!" schrie sie erschrocken und fing mit Hilfe der Jungfer die Wankende auf und geleitete sie zu einem Sessel. Sie reichten ihr Wein und rieben ihr die Schläfe mit Essig. Josephine erholte sich auch bald.

Die Jungfer steckte nun das lose Haar empor; im Lichte der einen elektrischen Flamme, die mit den Schatten des großen Raumes kämpfte.

Der Portier kam, um zu melden, daß der Wagen der gnädigen Frau vorgefahren sei. Die Künstlerin schritt durch die winkligen, langen, bretterverschalten Gänge; die schwarze Kreppschleppe zog schwer hinter ihr her. In der Halle kreuzte der Intendant ihren Weg, der mit dem Beleuchtungs-Inspektor noch die neuen Maschinen für den „Fliegenden Holländer" besichtigt hatte und jetzt, eine prickelnde Melodie aus „Carmen" summend, eiligen Schrittes mit seiner Primadonna fast zusammengeprallt wäre; der galante Scherz, mit dem er sie begrüßen wollte, erstarb auf seinen Lippen, und fast betroffen sah er auf die dunkle Gestalt im schleppenden Trauerkleide und auf den Wittwenschleier, der sich tief in das leuchtende Haar schmiegte.

„Mein Gott, Gnädigste —!" begann er befangen — „kann mir denken, daß das ein harter Abend für Sie war — wenn auch wieder ein glorreicher! Nach solchem Trauerfall sobald schon spielen, und gerade die Carmen —! Sehr unangenehm in der That! Indessen, Sie wissen ja — Königliche Hoheit sind gewohnt, zu höchstseinem Geburtstage ein für allemal sein Lieblingsstück zu hören, unmöglich daher, „Carmen" vom Spielplane abzusetzen. Die Altena hätte zwar sehr gerne die Rolle an Ihrer Stelle übernommen, hat mich schrecklich darum gequält, aber das wollte ich Königliche Hoheit doch nicht anthun, besonders da ja schon Ihr Gemahl am Dirigentenpulte schwer genug zu ersetzen war!"

Es war angebracht, dachte der Intendant, das mit der Altena zu sagen, denn geradezu starr war das Antlitz der Primadonna geblieben — sie mochte so etwas wie Rücksichtslosigkeit empfinden; schließlich war es ihm ja selber peinlich.

Frau v. Weißenburg antwortete einige Worte, höflich, wie ihr zukam, dann ging sie mit schweren, müden Schritten weiter; die Kreppschleppe zog hinter ihr her.

Der Intendant schritt nachdenklich zu seinem Wagen. Sie nahm es sich schrecklich zu Herzen, diese Weißenburg! Es hieß schon immer, daß sie sehr aneinander hingen — sie und ihr Mann. Der Intendant pfiff leise durch die Lippen; — es war ganz gut, daß nicht alle das thaten; die Altena zum Beispiel! — und die war jung, recht jung sogar; wie alt mochte die Weißenburg eigentlich sein? Der Intendant rechnete nach —: „Donnerwetter!" sagte er vor sich hin; — „aber jetzt sieht man es ihr auch an — und sie verwindet das nicht mehr."

Josefine hatte das schwere Portal mühsam aufgeschoben, ein heftiger Regen schlug ihr entgegen und der Wind griff in ihre Kleider und verwickelte sie in ihren langen Trauerschleier; durchkältet und naß erreichte sie ihren Wagen. Sie dachte müde daran, wie sorgsam sonst ihr Mann sie zum Wagen geleitet hatte, voller Vorsicht, daß kein Windhauch sie träfe, daß ihre Stimme nicht gefährdet würde. — Vielleicht hielt sie in Zukunft ihre Jungfer dazu an!

Sie lehnte sich erschöpft in die Kissen. Die Jungfer saß ihr gegenüber, wie sonst auch, wenn schlechtes Wetter war, aber da hatte neben ihr ihr Mann gesessen und sie hatte sich müde und doch froh an ihn geschmiegt und sie hatten geplaudert von dem, was sie auf der Bühne und er vom Dirigentenpulte empfunden hatten — sie waren ja auch so eins in ihrer Kunst!

Der Wagen hielt mit scharfem Ruck, die Jungfer bezahlte den Kutscher und Josefine tastete sich allein die dunkle Treppe empor. Oben, in ihrem eleganten Speisezimmer war ihr Abendbrod bereit gestellt. Die Jungfer that ihr kleine Handreichungen; sie war ein freundliches Mädchen und sah mit mitleidigen Augen nach ihrer Frau, ehe sie hinausging, um das Schlafzimmer zu rüsten. Josefine war allein.

Sie hatte die Hände aneinander gepreßt und starrte mit schwerem Blick auf den leeren Platz gegenüber.

Die Lorbeerkränze und die Blumen hatte die Jungfer auf den Nebentisch gelegt, wohl, damit Josefine sich daran erfreuen sollte. Aber hart und unerträglich fiel der scharfe Duft auf ihre erregten Nerven.

Vor einigen Tagen hatte dort ihres Mannes Sarg gestanden und derselbe Duft — der scharfe Duft des Lorbeers und der schwere der welkenden Blumen hatte das Gemach durchzogen und lag noch in der Luft.

Josefine stand auf und raffte Blumen und Kränze zusammen; morgen würde sie sie hinaus auf sein Grab legen — auf das Grab, das noch so kahl und öde war! Die Kränze, die vielen, vielen Kränze, die man darüber gehäuft, begannen gerade gelb und widerlich zu werden, die Schleifen waren verblichen und vom Regen verwaschen und die Palmzweige zermürbten. Auch diese Kränze würden den Hügel nicht grün machen — das konnte nur die Zeit — „die Zeit, die alles heilt" — Josefine sagte die Phrase halblaut und gedankenlos — dann stutzte sie und lachte schrill auf. Alles? Ach nein! Sie würde so einsam bleiben wie heute. Einsam! Und sie dachte an damals, als sie zum ersten Male im Leben einsam war!

Damals, an ihrer Mutter Sterbetag! Der Mutter, die sie so innig geliebt, so zärtlich gehütet hatte! Sie dachte an den großen Schmerz damals! Aber da war er gekommen und hatte von seiner Liebe gesprochen und von dem neuen Heim, in das er sie führen wollte!

Und Josefine dachte an die zweite dunkle Lebensstunde, die noch bitterer war, als die an ihrer Mutter Todtenbette; als sie beide neben dem einzigen Kinde knieten, das sein junges, lächelndes Gesichtchen zum furchtlosen wunderlichen Ernst des Todes verzogen hatte. — Damals hatte sie sterben wollen im Mutterzimmer! Aber er hatte sie gehalten, sie geliebt, sie weiter leben gelehrt. — — Und heute war er todt! — sie aber — sie hatte die Carmen gesungen, heute! — fast über seinem Grabe; — sie hatte es gemußt und keiner hatte gefragt, ob sie es auch konnte!

Josefine preßte die Hände vor die Ohren — wie schrecklich diese wilden, lebenswüthigen Melodien ihr noch in den überreizten Nerven gellten! Sie löste die Nadeln aus ihrem Haar, das in seiner Schwere unerträglich auf ihrem schmerzenden Kopf zu drücken begann — so pflegte er wohl zu thun an Abenden, wo sie besonders glücklich miteinander waren — sie wickelte die langen rothen Ringel um ihre Finger, wie er wohl that, wenn sie allein waren. — Jetzt war sie immer allein! immer einsam! — und so — so würde es immer bleiben! — immer so schrecklich wie heute bleiben!

Josefine hob den Kopf; ein unfäglich bitteres Lächeln zog um ihre Lippen. Nein! so bleiben würde es nicht — Denn nun kam noch das letzte — der bittere Todeskampf in ihrer Kunst!

Sie kannte es ja, das schreckliche Altern derer, die der Bühne dienen; der aussichtslose Kampf mit verfassenden Mitteln! Sie wußte — und sie wohl nicht mehr allein! — daß auch schon in ihrer Stimme der Glanz zu erlöschen begann; die Kritiker machten schon hier da Bemerkungen. — — — — Und wie sagte doch vorhin der Intendant? „Die Altena wollte um jeden Preis Ihre Rolle singen." — — —

„Ja! die Altena war jung! — wie sie einst! — Ein aufgehender Stern — wie sie einst!"

Und nun würde der Kampf kommen um Rolle für Rolle; dieser gräßliche, erbitterte, heimtückisch geführte Kampf! Für sie der Kampf um das Letzte, was sie noch hatte — und was sie doch würde hergeben müssen — wie einst die Mutter, wie damals das Kind, wie jetzt den Gatten!

Und die Sängerin wühlte ihre Hände tiefer in das rothe Haar — das Haar, das er so gern geküßt!

Das Kameel.

Es schwankt am frühen Morgen ein grüngestrichener Wagen mit gelben Fensterläden durch das Dörfchen, und hinterher werden von mehreren Zigeunern ein zottiger Bär und ein großes Kameel geführt, auf dessen beiden Höckern einige Aeffllein thronen. Dergleichen Thiere haben die Kinder noch nicht gesehen; der Herr Lehrer begleitet deshalb mit seinen Zöglingen die seltsame Karawane zum Dorfe hinaus, wo die Zigeuner ihr Lager aufschlagen und der Lehrer des Langen und Breiten die Naturgeschichte der fremden Thiere den Kindern erzählt. Vor allem weiß er Wunderbares über das Kameel der staunenden kleinen Zuhörerschaft zu berichten. Die Kinder sind noch nie so aufmerksam gewesen. Als er aber mit seiner Schaar nach dem Schulzimmer zurückkehrt — da sitzt auf dem Katheder, finster durch die Brille blickend, der gestrenge Herr Schulinspektor. Aufgeregt tritt der alte Lehrer an ihn heran und sagt: „Seit zwanzig Jahren haben wir kein Kameel mehr im Dorfe gehabt, und heute mußten gerad' Sie kommen, Herr Schulinspektor."

Ein kluger Vogel.

„So ein Papagei ist doch ein merkwürdiges Thier. Alles spricht er nach; man sollte meinen, er verstehe, was er sagt. Ja, Coco, bist ein gescheidtes Luderchen!"

„Luderchen!"

Ja, diese Fremdwörter!

Ich treffe unlängst Herrn Kohn, und er erzählt mir nach einigen anderen Neuigkeiten, daß er nächstens nach Triest fahren werde. In Geschäften — aber er freue sich schon, denn zu der Zeit, wo er unten sei, tage dort der Irredentistenkongreß; das werde er sich ansehen, das müsse doch eine Riesenhetz' sein.

„Wieso?" frage ich erstaunt.

„Na, erlauben Sie", sagt Herr Kohn — „e Kongreß — eh so ä ganze Menge von meschuggene Zahnärzt'!"

Widersinnig.

„Seitdem die Müllern um ihren Mann trauert, ist sie sehr lustig."

— Animirung. Richter: Es liegt doch ein ganz klarer Diebstahl vor! — Worauf hin wollen Sie denn mildernde Umstände beantragen? — Angeklagter: Nun, an der Thür stand doch dran: „Herein ohne anzuklopfen!"

— Eigenartige Wechselwirkung. Dichterling: Diese vier Gedichte, Herr Doktor, sind das Erzeugniß einer schlaflosen Nacht. — Redakteur: Merkwürdig — und ich bin darüber eingeschlafen!

Der Himmelstraum des Musketiers Lebersack.